



TAUWETTER

*... franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung*



Begegnung auf Augenhöhe

**Franziskanische Impulse
zum Jahr der Orden**

Impressum

Redaktion Tauwetter

Peter Amendt ofm, Stefan Federbusch ofm,
Markus Fuhrmann ofm, Korbinian Labusch, Jürgen Neitzert ofm,
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Jürgen Neitzert ofm, Köln

Sie erreichen uns

Redaktion Tauwetter
Franziskaner
Burgstrasse 61 · 51103 Köln
Telefon 0221.873113 · Fax 0221.8700464
redtauwetter@aol.com
www.tauwetter-online.de

Gestaltung

kipconcept gmbh, Bonn

Dankeschön

Tauwetter finanziert sich ausschließlich aus Spenden.
Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei allen bedanken,
die mit ihrem Beitrag diese franziskanische Zeitschrift mit
dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der
Schöpfung“ unterstützen.

Redaktion Tauwetter

Stadtsparkasse Düsseldorf (BLZ 300 501 10)
Kontonummer: 10 130 896
IBAN: DE 43 3005 0110 0010 1308 96
SWIFT/BIC: DUSSEDDXXX

Editorial

„Zeit der Orden“ – so lautet der Titel eines kleinen Buches aus dem Jahr 1977, in dem der Münsteraner Theologe Johann Baptist Metz die mystische und politische Dimension der Nachfolge Jesu und in diesem Zusammenhang die prophetische Bedeutung des Ordenslebens für Kirche und Welt hervorhebt. Rund 40 Jahre später müsste ein solcher Buchtitel angesichts des dramatischen Mitgliederschwunds in den meisten Ordensgemeinschaften wohl zumindest mit einem Fragezeichen versehen werden.

„Anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Dogmatischen Konstitution *Lumen gentium*, die im 6. Kapitel von den Ordensleuten handelt, wie auch des Dekretes *Perfectae caritatis* über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens habe ich mich entsprechend dem Wunsch vieler von euch wie auch der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens entschlossen, ein *Jahr des geweihten Lebens* auszurufen“, so kündigte Papst Franziskus in einem Apostolischen Schreiben das *Jahr der Orden* an, das am 2. Februar 2016, also am Fest der Darstellung des Herrn bzw. am Welttag des geweihten Lebens zu Ende geht. Papst Franziskus greift in seinem Ankündigungsschreiben ausdrücklich ein Anliegen von Papst Johannes Paul II. auf: „Ihr sollt euch nicht nur einer glanzvollen Geschichte erinnern und darüber erzählen, sondern ihr habt *eine große Geschichte aufzubauen!* Blickt in die Zukunft, in die der Geist euch versetzt, um durch euch noch große Dinge zu vollbringen“ – Starke Worte!

Vor dem Hintergrund der Erosionsprozesse in den Ordensgemeinschaften nicht nur in Europa kann ein solcher Appell eine echte Provokation sein, ein Hervorrufen und Hervorlocken des Eigentlichen und Wesentlichen. Was also ist wesentlich für die franziskanische Bewegung, für franziskanische

sche Ordensleute – trotz oder gerade wegen aller Krisenphänomene? In den Beiträgen des vorliegenden Tauwetter-Heftes gehen wir dieser Frage nach und feiern damit zugleich die Vollendung des 30. Jahrgangs unserer franziskanischen Zeitschrift für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

Johannes Baptist Freyer, Professor für Franziskanische Theologie und Spiritualität in Rom, zeichnet von der Biographie des Franziskus und von den franziskanischen Quellen her die zentrale Bedeutung der Nähe der Franziskanerinnen und Franziskaner zu den Menschen am Rande der Gesellschaft nach. Es folgen zahlreiche Artikel, in denen franziskanische Schwestern und Brüder von ihren Erfahrungen und Engagements mit marginalisierten Menschen berichten. Allen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie den franziskanischen Impuls zu einer *Begegnung auf Augenhöhe* ernst nehmen wollen.

Begegnung auf Augenhöhe – dieser Ausdruck ist auch ein möglicher Zugang zum Geheimnis des Weihnachtsfestes, das wir in diesen Tagen feiern. Die Tauwetter-Redaktion wünscht Ihnen gesegnete Weihnachten und viele bereichernde Begegnungen auf Augenhöhe im neuen Jahr!

Noch eine Bitte in eigener Sache: Bitte bleiben Sie uns auch im kommenden Jahr mit ihrer ideellen und finanziellen Unterstützung solidarisch verbunden!

Herzlichen Dank!

Pax et bonum!

Ihre Tauwetterredaktion

Inhalt

„Und sie müssen sich freuen, wenn sie sich unter unbedeutenden und verachteten Leuten aufhalten“ Johannes Baptist Freyer ofm	06
Jugendarbeit mit Muslimen, Roma und Jesiden in Deutschland Jürgen Neitzert ofm	15
„Alles wirkliche Leben ist Begegnung auf Augenhöhe“ <i>(nach Martin Buber)</i> Stefanie Müllenborn fcjm	19
Die Suppenküche der Franziskaner in Berlin-Pankow Andreas Brands ofm	23
Präsenz und Teilen – ein Leben mittendrin Thomas Willms	27
Kirche auf der Straße – Obdachlosenseelsorge in Köln Franziska Passeck osf	31
„Wo soll ich heute Nacht nur schlafen?“ – Leben und Arbeiten im <i>Omnibus</i> Bernd Leopold ofm	36
Wenn am Abend die Lichter ausgehen Peter Amendt ofm	40

„Und sie müssen sich freuen,
wenn sie sich unter unbedeuten-
den und verachteten Leuten auf-
halten“

Johannes Baptist Freyer ofm

Zu den wohl bekanntesten Szenen aus dem Leben des heiligen Franziskus gehört seine Begegnung mit dem Aussätzigen, von der er selbst am Ende seines Lebens im Testament berichtet: *So hat der Herr mir, dem Bruder Franziskus, gegeben, das Leben der Buße zu beginnen: denn als ich in Sünden war, kam es mir sehr bitter vor, Aussätzige zu sehen. Und der Herr selbst hat mich unter sie geführt, und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Und da ich fortging von ihnen, wurde mir das, was mir bitter vorkam, in Süßigkeit der Seele und des Leibes verwandelt. Und danach hielt ich eine Weile inne und verließ die Welt.* (Test 1-3)

Da man zu seiner Zeit nicht wusste wie diese Krankheit übertragen wird und sie auch nicht fachgerecht verifizieren konnte, deutete man den Aussatz als Gottes Strafe für einen unchristlichen Lebenswandel. Damit waren die Aussätzigen nicht nur mit einer damals kaum heilbaren Krankheit konfrontiert, sondern fanden sich auch als ausgestoßene und religiös gebrandmarkte Menschen ohne Hoffnung auf Erlösung wieder. Diesen Menschen, die eigentlich nicht mehr als solche angesehen wurden, begegnete Franziskus häufig und mit großem Widerwillen, wie uns die Biografien berichten: *Denn so widerwärtig war ihm, wie gesagt, der Anblick der Aussätzigen, dass er sie nicht nur keinesfalls sehen, sondern noch viel weniger ihrer Behausung nahe kommen wollte.* (Gef 11).

Dieses Verhalten des Franziskus gegenüber den Aussätzigen dürfte wohl dem der meisten seiner Zeitgenossen entsprochen haben. Um diesen religiös und gesellschaftlich Ausgestoßenen in anderer Weise zu begegnen, bedurfte es erst einiger einschneidender Erlebnisse im Leben des Franziskus. Diese können hier nur angedeutet werden: der verlorene Krieg zwischen Assisi und Perugia, das Jahr in Gefangenschaft, die schwere Krankheit, der gescheiterte Versuch an einem Kreuzzug teilzunehmen, das planlose Herumirren auf der Suche nach einem neuen Lebenssinn und das Aufkommen eines starken Schuldgefühls mit einem ausgeprägten Bewusstsein für die eigene Sünde und Schuld. Franziskus musste selbst erst die harte Erfahrung der eigenen Verletzlichkeit und der eigenen Verwundungen machen, bevor er fähig wurde sich gegenüber den Aussätzigen zu öffnen.

Umkehr der Wertvorstellungen

Dass Franziskus auf diesem Wege unter die Aussätzigen geführt wurde, sieht er als Fügung Gottes. Er erwies ihnen jene Barmherzigkeit, jene menschliche Zuwendung, die er selbst auch für seine eigene Lebenssituation nötig hatte. Die meisten Biografien schildern uns nicht nur den Handkuss, den Franziskus dem Ausgestoßenen gab, sondern berichten, dass der Aussätzige diese menschliche Geste erwiderte, indem er Franziskus den Friedensgruß schenkte. Da wandelte sich Franziskus, das was bisher bitter war, erschien in Süßigkeit und was bisher süß war, wurde in Bitterkeit verwandelt. Diese menschliche Begegnung wurde für Franziskus zur wirklichen Lebenswende. Seine bisherigen Wertvorstellungen, seine Kriterien die Welt, die Kirche und die Gesellschaft seiner Zeit zu beurteilen und damit auch seine eigenen Lebensmaßstäbe wurden radikal verwandelt.

Diese existenzielle Erfahrung der Begegnung eröffnete Franziskus eine neue Wertewelt, die ihn veranlasste die Werte und Kriterien, die Logik seiner Zeit, der Kirche und Gesellschaft, zu verlassen und eine neues Leben unter und mit den Aussätzigen zu beginnen. *Und danach hielt ich eine Weile inne und verließ die Welt.* Der Aussätzige hatte Franziskus, indem er seinen menschlichen Gruß mit dem Friedensgruß erwiderte, eine neue Lebensperspektive, neue Maßstäbe und einen Sinn vermittelt. Die zeitgleiche

Begegnung mit dem Kreuzbild von San Damiano verbindet diese zutiefst menschliche Erfahrung mit einer spirituellen Dimension.

Von da an überwand er die Ausgrenzung dieser Kranken und wird zu ihrem besonderen Freund, der nicht nur ihr Leben teilt, sondern auch Elemente des Lebens der Aussätzigen für sich und seine dann entstehende Brüdergemeinschaft übernahm. *Aber durch die Gnade Gottes wurde er so sehr ein Vertrauter und Freund der Aussätzigen, dass, wie er selbst in seinem Testament bezeugt, er unter ihnen lebte und ihnen demütig diente.* (Gef 11)

Sicher scheint, dass neue Brüder eine Zeit im Dienst an den Aussätzigen verbrachten. Auch ist belegt, dass die Brüder unterwegs hauptsächlich in Leprösenhospizen übernachteten. Auch neue Niederlassungen wurden meist bei oder zumindest in der Nähe von Aussätzigenhäusern eingerichtet (z.B. in Speyer u. Erfurt, vgl. Jord 33, 39, 44). Mit großer Wahrscheinlichkeit haben die Brüder selbst ein solches Hospiz gegründet. Zumindes gibt es starke Hinweise darauf, dass das den hl. Lazaro und Maurizio geweihte Hospiz Valloncello bei Spoleto 1218 von Franziskus und den Brüdern gegründet wurde, eventuell für Brüder, die selber an Aussatz erkrankt waren. Dieser äußeren, menschlichen Zuwendung zu den Aussätzigen entsprach bei Franziskus eine innere Einstellung, die sich besonders in der Art und Weise, wie Franziskus von den Aussätzigen sprach, zeigte. *Brüder in Christo pflegte der selige Franziskus die Aussätzigen zu nennen* (SP 58).

In den Aussätzigen Christus selbst sehen

In seiner theologischen Ausdeutung des Franziskuslebens berichtete später Bonaventura davon, dass Franziskus in den Aussätzigen Christus selbst gesehen und gedient habe. *Von dieser Zeit an zog er den Geist der Armut, den demütigen Sinn und das Streben herzlichen Erbarmens an. Wenn ihn nämlich früher nicht nur beim Umgang mit Aussätzigen, sondern schon bei deren Anblick aus der Ferne heftiger Ekel überkam, so erwies er nun rein um der Liebe des gekreuzigten Christus willen, der nach des Propheten Wort wie ein Aussätziger verachtet erschien, den Aussätzigen in wohlthätigem Erbarmen Dienste der Demut und der Hilfsbereitschaft, um sich selbst vollständig zu verachten.*

(LM I,6) Auch wenn Bonaventura hier schon die Realität der Aussätzigen-Begegnung theologisiert und spiritualisiert, im Kern bringt er jene innere Haltung des Franziskus zur Sprache, die zwischen den Aussätzigen und Jesus Christus in seiner Passion eine enge Verbindung erspürte.

Aufgrund der großen Bedeutung, die das Leben unter und der Dienst an den Aussätzigen bei Franziskus und den ersten Brüdergenerationen einnahm, kann festgestellt werden, dass der Liebesdienst an den Aussätzigen wesentlich zum Urcharisma der franziskanischen Bewegung gehörte.

Diese menschliche Zuwendung zu den Armen und Benachteiligten beschränkt sich in den Anfängen jedoch nicht nur auf ein Leben in der Nähe der Aussätzigen wie uns das 9. Kapitel der sogenannten „Nicht-bullierten Regel“ verdeutlicht. *Alle Brüder sollen bestrebt sein, der Demut und Armut unseres Herrn Jesus Christus nachzufolgen. Und sie sollen beherzigen, dass wir von der ganzen Welt nichts anderes nötig haben als, wie der Apostel sagt, Nahrung und Kleidung; damit sind wir zufrieden. Und sie müssen sich freuen, wenn sie sich unter unbedeutenden und verachteten Leuten aufhalten, unter Armen und Schwachen, Kranken und Aussätzigen und Bettlern am Wege* (NbR 9,1-2). Dem Selbstverständnis der frühen Bruderschaft, den Fußspuren Jesu Christi in Armut und Demut zu folgen entspricht ihre Lebensform als Itineranten, als „Pilger und Fremdlinge“, predigend und sich durch Gelegenheitsarbeit und Almosen ernährend, durch die Lande zu ziehen. Dabei teilen sie das Leben all jener, die – durch welches Lebensschicksal auch immer - gezwungen sind am Rande der Wege und auf den Straßen zu leben.

Diese reale Nähe zu den armen und einfachen Leuten seiner Zeit wird noch deutlicher, wenn wir die Anweisungen des 7. Kapitels der „Nicht-bullierten Regel“ zum Thema der Arbeit in Betracht ziehen. *Keiner der Brüder, an welchen Orten sie auch bei anderen zum Dienen oder Arbeiten sich aufhalten, soll Kämmerer oder Kellermeister sein, noch überhaupt eine leitende Stelle in den Häusern derer innehaben, denen sie dienen. Auch sollen sie kein Amt übernehmen, das Ärgernis hervorrufen oder ihrer Seele Schaden zufügen würde. Sie sollen vielmehr mindere und allen untergeben sein, die im gleichen Hause sind. Und die Brüder, die arbeiten können, sollen arbeiten und das Handwerk ausüben, das sie verstehen, wenn es nicht gegen das Heil ihrer Seele ist und ehrbar*

ausgeübt werden kann. (RnB 7,1-3) Mit diesen Worten ordnet sich Franziskus und seine Bruderschaft in die Arbeitswelt seiner Zeit ein.

Schwere Hand- und Feldarbeit

Um die Bedeutung dieser Anweisung zu verstehen muss man die von Franziskus benutzte Terminologie verstehen. Mit dem deutschen Wort „arbeiten“ wird das von Franziskus benutzte lateinische Wort „laborare, laborent“ übersetzt. Die Begriffe „laborare, laborent“ wurden im Mittelalter benutzt um damit Handarbeit, insbesondere die Feldarbeit zu bezeichnen. Die mit dem Begriff „laborare“ bezeichnete Arbeit wurde normalerweise vom Diener, einem Haussklaven, dem unfreien Bauern oder dem Tagelöhner verrichtet. Dabei handelt es sich meist um schwere, anstrengende und dreckige Arbeit. Diese Arbeit wurde nur von den sozialen Unterschichten verrichtet. Darüber hinaus war diese Arbeit wegen einer damaligen Interpretation des Bibeltextes von Genesis 3,17-19 schlecht angesehen: *Zu Adam sprach er: Weil du auf deine Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem zu essen ich dir verboten hatte: So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen. Unter Mühsal wirst du von ihm essen alle Tage deines Lebens. Dornen und Disteln lässt er dir wachsen und die Pflanzen des Feldes musst du essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du ja genommen. Denn Staub bist du, zum Staub musst du zurück.* Handarbeit und vor allem die Feldarbeit wurden deshalb als Folge der Sünde betrachtet und wer diese verrichten musste wurde per se als Sünder angesehen. Wenn nun Franziskus diese Terminologie benutzte, um die Arbeit der Brüder zu beschreiben, dann ordnet er sich und seine Brüder in diesen sozial niederen und theologisch als Sünder verachteten Stand ein.

Die auf die „Nicht-bullierte Regel“ von 1221 folgende sogenannte „Bullierte Regel“ von 1223 spricht im 5. Kapitel auch von der Arbeit der Brüder: *Jene Brüder, denen der Herr die Gnade gegeben hat, arbeiten zu können, sollen in Treue und Hingabe arbeiten, und zwar so, dass sie den Müßiggang, den Feind der Seele, ausschließen, aber den Geist des heiligen Gebetes und der Hingabe nicht auslöschen, dem die übrigen zeitlichen Dinge dienen müssen* (BR 5,1-2). Der kurze Text lässt sofort deutlich werden, dass das Leben der Bruderschaft

sich in relativ kurzer Zeit verändert hat. Unterdessen steht nicht mehr die Handarbeit sondern die Predigertätigkeit im Mittelpunkt. Die Fähigkeit zur Handarbeit wird zwar immer noch als Gnade angesehen, wird aber nicht mehr von allen Brüdern verrichtet. Die spirituelle Dimension und das Gebetsleben treten nun mehr in den Mittelpunkt. Dennoch bleibt die Einordnung der Bruderschaft in die niederen Stände der Zeit ein entscheidendes Element der Nachfolge des armen Christus. *Die Brüder sollen sich nichts aneignen, weder Haus noch Ort noch sonst eine Sache. Und gleichwie Pilger und Fremdlinge in dieser Welt, die dem Herrn in Armut und Demut dienen, mögen sie voll Vertrauen um Almosen bitten gehen und sollen sich dabei nicht schämen, weil der Herr sich für uns in dieser Welt arm gemacht hat.* (BR 6,1-3)

Nach dem Tod des Franziskus setzt sich die Metamorphose der Bruderschaft in einen etablierten Seelsorgeorden und eine Klerikalisierung der Gemeinschaft schnell fort. Statt der Itineranz und einem Leben in kleinen, einfachen Niederlassungen entstehen Klöster im Dienst der Bürgerseelsorge.

Dennoch bleibt eine Zuwendung zu den Armen bestehen. Statt dem Leben unter den Armen steht nun allerdings die Fürsorge für die Armen im Mittelpunkt. Dass die den eigenen Lebensstil betreffende Armutsfrage weiterhin eine Bedeutung hat, bezeugt der sogenannte Armutsstreit an der Pariser Universität. Die Franziskaner verteidigen dort zusammen mit den Dominikanern die Berechtigung des Armutsgelübdes. Diese theologische Auseinandersetzung belegt dann auch, wie sich die Minderbrüder um eine philosophische und theologische Grundlegung und Begründung zu Gunsten ihrer Armenfürsorge bemühen. Dies wurde wiederum besonders in der Predigt der Brüder deutlich. Auf einige Beispiele sei hier verwiesen.

Die Armen haben einen Namen vor Gott

Die Prediger Lucas de Bitonte (ca. 1241), Gilbert de Tournai (+1284/88), Ioannes Gualliensis (Wales, +1285), Berthold von Regensburg (ca. 1210–1272), Nicolaus de Aquaevilla (ca. 1317) u.a. widmen ihre Predigten häufig den zeitgenössischen sozialen Fragen und erheben ihre Stimmen zu Gunsten der Armen und an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Im Zentrum

steht dabei die Ausdeutung der biblischen Erzählung vom armen Lazarus (Lk 16,19-33). Dass der Reiche in dieser Erzählung keinen Namen hat wird dahingehend interpretiert, dass er von Gott nicht anerkannt wird. Dagegen wird der Arme mit seinem Namen vorgestellt. Daher genießt er die volle Anerkennung Gottes. In unsere Welt sind die Namen der Reichen in aller Munde, aber nicht bei Gott. Die Namen der Armen kennt keiner, aber in Gottes liebender Hand sind sie eingeschrieben.

Mit dieser harschen Kritik wurde die mittelalterliche pyramidale Ständeordnung, die die Armen in Gesellschaft und Kirche ausgrenzte, in Frage gestellt. Die Hilfe zugunsten der Armen und Unschuldigen und die Verurteilung ihrer Unterdrückung durch die Reichen wurde ein bedeutsames Thema der Verkündigung. Diese Zuwendung zu den Armen zeigt sich dann auch dadurch, dass die Klöster der Minderbrüder zunächst an den äußeren Rändern der Städte, also dort, wo die Armenviertel begannen, errichtet wurden. Die Brüder lebten gleichsam an der Grenze zwischen Arm und Reich. Die Bürger selbst sollten bewogen werden, ihre Herzen den Armen zu öffnen und ihnen durch die Vermittlung der Franziskaner ihre Hilfe zukommen lassen.

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Zuwendung zu den Armen spielt die von den franziskanischen Theologen nach und nach vertiefte Theologie der Inkarnation des „Höchsten, Allmächtigen“ in der Erniedrigung des Gottessohnes in der Menschwerdung, die sich besonders in der „Krippe in einem armen Stall“ und in der „Nacktheit“ des Kreuzestodes offenbart. Gott selbst wird arm, um die verlorene Menschheit zu retten. Im Anschluss an die Krippen-, Kreuzes- und Eucharistiefrömmigkeit des Heiligen Franziskus und der Heiligen Klara wird eine Spiritualität der Armut als Hingabe zur Rettung des wie immer bedürftigen Menschen in der Nachfolge des demütigen und armen Herrn entfaltet. Dabei bleiben die Tugenden der Armut und Demut keinesfalls nur asketische Klimmzüge, die innerhalb der Klostermauern geübt werden. Im Gegenteil Armut und Demut werden zu den philosophischen und theologischen Grundlagen für eine Ethik des Marktes und des entstehenden Bankenwesens, die das Gemeinwohl in die Mitte stellt und fordert, dass die Benachteiligten an den Früchten der weltlichen Güter solidarisch beteiligt werden. Die Eckpfeiler einer solchen

Ethik der Ökonomie gehen u.a. auf die Franziskaner Petrus Johannes Olivi (1247/48–1296/98) und Johannes Duns Scotus (ca. 1266–1308) zurück.

Krippenfeier und Kreuzweg

Eine weitere Konsequenz dieser Theologie der „Erniedrigung Gottes“ zeigte sich in den vielen Seuchen- und Pestepidemien, die Europa heimsuchten. Oft waren es nur die Brüder der verschiedenen franziskanischen Orden, die mit den Kranken zurückblieben, während wer konnte floh. Die Theologie der „Inkarnation“ fand schließlich auch Eingang in jene Frömmigkeitsform, die gerade von den ärmeren und ungebildeten Schichten der Bevölkerung ausgeübt wurde: Krippenfeier und Kreuzweg. In der Krippe kam Gott selber der Armut dieser Menschen nahe und in der Passion konnten sie ihre eigenen Leiden erkennen, die Jesus auf sich genommen hatte. Diese Identifizierung mit der Armut des Gottessohnes und seinem Leiden war nicht nur eine plumpe Vertröstung der Armen, wie wir so modernen und aufgeklärten (aber oft genug herzlosen) Menschen kritisieren. Vielmehr war sie Ausdruck der gläubigen Überzeugung, dass Gott sich in seinem Sohn, Jesus Christus, dem Elend dieser Welt, sei es persönliche Sünde oder soziale Ungerechtigkeit, zugewandt hat, um sie durch sein Erbarmen zu erlösen.

So finden wir nicht einfach nur Predigten, die die Armen auf ein besseres Leben im Himmel vertrösten. Die oft apokalyptischen Vorstellungen und die Erwartung des wiederkehrenden Christus waren oft genug eine klare Gesellschafts- und Kirchenkritik und stellten auch die aufgeweichten Lebensformen des eigenen Ordens in Frage. Anstelle einer nostalgischen Ausrichtung auf die gute alte Zeit wurde die Beziehung und Nähe zu den Armen gerade durch eine provokative Ankündigung des kommenden Gottesreiches herausgefordert. Denn aus dem spirituellen und materiellen Kampf mit dem Bösen in der Welt konnte nur der nackte Arme frei hervorgehen, da der Böse an einem nackten Körper keine Gewänder findet an die er sich festklammern kann.

Auch eine religiös motivierte freiwillige Armut wird in diesem Zusammenhang nur glaubwürdig gelebt, wenn sie hilft, jene materielle Armut

zu überwinden, die sich in jedwedem menschlichen Elend zeigt. Trotz der Ambivalenz der historischen Mutation des Minderbrüderordens kristallisieren sich doch die theologischen und spirituellen Grundlagen heraus, die die franziskanische Familie immer wieder neu zur Nähe und zum Leben mit den Armen motiviert und provoziert. Dazu gehören die von Franziskus selbst gewollte Nachfolge des demütigen und armen Christus in einer dem Evangelium entsprechenden Lebensform der Einfachheit und Anspruchslosigkeit, tätig unter und mit den einfachen Bevölkerungsschichten, besonders den Benachteiligten. Die Identifizierung mit der Erniedrigung Gottes selbst, der in Jesus Christus, im Elend dieser Welt „Fleisch angenommen hat“ und gerade den Armen einen Namen und damit Würde verleiht. Der Blick auf eine eschatologische Zukunft im kommenden Gottesreich und die daraus erwachsende Überzeugung, dass die Welt und die Kirche nicht so bleiben können, wie sie sich jetzt historisch zeigen.

Diese theologischen und spirituellen Grundlagen brachten eine Kultur der geschwisterlichen Nähe, Frömmigkeitsformen der einfachen Leute, praktische vom Geist des Evangeliums geprägte Gesellschafts- und Kirchenkritik und die Hoffnung auf eine bessere Welt hervor, die von Gottes heilsgeschichtlichem Wirken erwartet wurde. Deshalb kamen und kommen die verschiedenen Zweige der franziskanischen Familie immer wieder zu den Armen zurück, weil in dieser Welt Gott gerade unter ihnen zu finden ist.

Johannes Baptist Freyer ofm ist Franziskaner, lebt in Rom und arbeitet als Professor für Franziskanische Theologie und Spiritualität an der Päpstlichen Universität Antonianum.

Abkürzungen

BR: Bullierte Regel; Gef: Dreigefährtenlegende; Jord: Chronik des Jordan von Giano;
LM: Bonaventura, Legenda Maior; NbR: Nicht-bullierte Regel; SP: Spiegel der Vollkommenheit;
Test: großes Franziskustestament;

Jugendarbeit mit Muslimen, Roma und Jesiden in Deutschland

Jürgen Neitzert ofm

Ein Samstag im August 2015. Ishak Kaplan, einer meiner Mitarbeiter als Jugendgruppenleiter im Jugendtreff Vingst der Franziskaner feiert mit seiner Gruppe seinen 20. Geburtstag. 10 junge in Deutschland geborene Migranten, aus türkischen Familien stammend, und ich feiern mit ihm. Wir rauchen „Nargile“, orientalische Wasserpfeife, und erzählen von unseren gemeinsamen Fahrten nach Italien, der Türkei und Malta. Die Jugendgruppe hat unsere ehemaligen Seecontainer, die zu einem Gruppenraum mit Küche und Arbeitszimmer umgebaut wurden, schön mit Möbeln und ihren Bildern gestaltet, es ist ihr Freizeitort.

Zwei Jugendliche, die seit Jahren in unserer Gruppe sind, haben Abitur gemacht, und wir unterhalten uns darüber, was sie nun studieren wollen. Und wir planen für die Zukunft einige Treffen, wo wir mit Rattan-Stöcken einige Sportübungen machen wollen. Und eine Fahrt mit der Jugendgruppe zum Bundestag nach Berlin im Oktober.

Ein Tag in meinem Alltag, der von vielen muslimischen Freunden geprägt wird. Der Dialog mit dem Islam ist für mich in Köln-Vingst sehr praxisnah geworden. Besonders die Jugendarbeit mit jungen türkisch- und marokkanischstämmigen Muslimen prägt mein Leben. So versuche ich, der Jahrhunderte langen franziskanischen Geschichte des Dialogs mit und des Lebens unter Muslimen gerecht zu werden. Bei einer Konferenz in Assisi 1982 hatten Franziskaner aus Marokko, Libyen, Ägypten, Pakistan und ande-

ren Ländern in Erinnerung an die Begegnung des Franziskus mit dem Sultan geschrieben: „Wir wollen diese Tradition fortsetzen und in einer neuen, der Situation angepassten Weise unter den Muslimen leben“. Sie hatten alle Brüder zum Dialog mit dem Islam in ihrem Kontext eingeladen.

Hausaufgabenhilfe und Jugendarbeit

In Köln-Vingst setzten wir Franziskaner mit einer kleinen Gemeinschaft 1994 die Jugendarbeit der Franziskaner aus den siebziger Jahren in diesem sozialen Brennpunkt fort. Damals waren vor allem ärmere deutsche Jugendliche und Erwachsene gekommen. Mittlerweile nehmen viele türkische muslimische und alevitische Schüler die Hausaufgabenhilfe und Jugendgruppenarbeit des von mir seit 21 Jahren geleiteten Jugendtreffs in der Würzburger Straße wahr. Viele Jugendprojekte werden zusammen mit meinen muslimischen und alevitischen Mitarbeitern gemeinsam durchgeführt.

Ein Beispiel: im Juli 2013 kommen 25 muslimische Kinder aus den verschiedenen Balkanstaaten, aus Mazedonien, Montenegro, Serbien, Bulgarien zum Jugendtreff Vingst. Es sind Roma-Kinder, die in Köln-Dellbrück in einer städtische Notunterkunft leben. Ihre Gruppenleiter sind drei serbische Roma, auch Muslime. Mit der aus muslimischen und alevitischen Perserinnen, Kurdinnen und Türkinen bestehenden Mädchengruppe des Jugendtreff Vingst wird gefeiert. Dann gibt es Geschenke für die Roma-Kinder, von unserer Mädchengruppe gebastelte kleine Kummerpuppen. Mittlerweile arbeiten die serbische Roma als Jugendgruppenleiter für Roma und Bulgaren bei unserem Jugendtreff mit.

Für bulgarische Roma – Kinder und Jugendliche – bieten wir nun drei Gruppen an, eine Jungengruppe, die auch bulgarische und Roma - Musik macht, eine Mädchengruppe und eine Tanzgruppe, die bulgarische Tänze lernt und bei vielen Veranstaltungen präsentiert. Vier Gruppen mit Migrantenjugendlichen aus Familien türkischer und kurdischer Herkunft finden auch wöchentlich statt. Fußballturniere mit anderen Gruppen, Marokkanern, Roma, Jesiden werden regelmäßig von Chaled Malekyar, einem afghanischen Islamwissenschaftler und mir veranstaltet. So ist der Dialog

mit muslimischen, alevitischen und jesidischen Jugendlichen mein Alltag geworden.

Unterstützung für die Jesiden

Nach Köln sind viele irakische Jesiden gekommen, die in ihrem Heimatland von Al Qaida und „Islamischem Staat“ verfolgt und getötet wurden. Etwa 850 jesidische Familien leben nun vor allem im rechtsrheinischen Köln.

Zwei junge Jesiden haben wir bei uns angemeldet, weil sie keine Meldeadresse hatten. Später habe ich einem von ihnen geholfen, eine Wohnung bei einem guten katholischen Vermieter zu finden, dem zweiten habe ich Hilfe für die Kautions bei einer Wohnungsfirma beschafft. Nun ist er mit einer bekannten Familie dort eingezogen, und bei der Möbelsuche konnte ich gut mit Gebrauchtmöbeln von Emmaus, die gestiftet wurden, helfen.

Für diese jesidische Familie, deren älterer Sohn seit vier Jahren hier lebt, mussten viele Hilfestellungen bei Behörden unternommen werden. Der 11-jährige Sohn Kaid kam im Oktober 2014 mit Fluchthelfern aus dem Irak nach Köln, sein Vater im Dezember 2014 auch mit Fluchthelfern erst nach Dortmund. Damit er nach Köln zu seinen Söhnen kommen konnte haben wir mehrmals die zuständigen Stellen informiert. Kaid wurde von mir in einer Schule für ausländische Kinder, die noch kein Deutsch können, angemeldet. Mit dem Vater und dem 21-jährigen Bruder bin ich dann auch nach Dortmund und Düsseldorf gefahren, um Asylanträge zu stellen. Das war interessant, viele Flüchtlinge aus Ägypten, Kongo und anderen Ländern habe ich dort kennengelernt.

Fahrräder organisierten wir für die Jesiden im Fahrradladen unserer Pfarrei und Reparaturen in dem Fahrradladen 180 Grad Projekt, geleitet von dem Internationalen Bundes für Sozialarbeit und der AIDSHilfe.

Einen eigenen größeren Platz nur für jesidische Beerdigungen, ein ganzes Teilstück auf dem Friedhof Lehmbacher Weg in Köln Neubrück

haben unser Pfarrer Meurer und ich bei der Stadt Köln besorgt, ein 14 jähriges jesidisches Mädchen, das so jung an Leukämie gestorben ist, wurde dort als Erste begraben.

Die Jesiden sind mir wegen ihres traurigen Schicksals sehr nahe. Sie haben gerade in letzter Zeit viel gelitten, vor einem Jahr wurden ihre Dörfer erobert, viele Frauen und Kinder entführt, manche vergewaltigt, viele getötet. Seit Jahrzehnten organisieren Freunde mit mir über unseren „**Internationalen Verein für Frieden und Gerechtigkeit – Pro Humanitate**“, dessen Vorsitzender ich bin, Hilfe für die Kurden. So haben wir in diesem Jahr zweimal Kleider einer europäischen Firma in jesidische Flüchtlingslager in Syrien bringen können. Auch die Kurden in Kobane in Syrien haben wir im letzten und diesem Jahr dreimal unterstützt, zuletzt mit 150 Tonnen Mehl, aus dem die Leute nun ihr Brot backen.

Jürgen Neitzert ist Franziskaner und lebt in Köln.

Seit 1994 engagiert er sich in der interkulturellen Jugendarbeit im Kölner Stadtteil Vingst.

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung auf Augenhöhe“

(nach Martin Buber)

Stefanie Müllenborn fcjm

Vor 27 Jahren kam ich im Auftrag meines Ordens und der Caritas nach Herten, um „mitten unter den Menschen zu leben“. Recht bald fiel mein Augenmerk auf die Menschen aus anderen Ländern und Kulturen, die als Flüchtlinge und Asylsuchende aus vielen Krisengebieten dieser Welt eine neue Heimat suchten. Die heimatlos gewordenen Menschen waren für mich eine Herausforderung. Wie sollte ich beginnen? Was war zu tun? Vertrauen musste aufgebaut werden! Einfach hinschauen und hinhören! Was benötigen sie, welche Hilfestellungen kann ich ihnen geben? Und das alles oft ohne Worte - aber auf Augenhöhe.

Mein neuer Dienst mit den „Fremden“ entwickelte sich und wuchs mit dem Tun von selbst. Für mich ist diese Arbeit eine große Bereicherung. Das Kennenlernen neuer Kulturen und Religionen ist vielen Einheimischen fremd. Abschottung und Misstrauen konnte ich durch Gruppenarbeit und Unterricht in Schulen abbauen.

Drei Jahre war ich Mitbewohnerin eines Asylheims mit 180 Personen. Hier erlebte ich eine herzliche und familiäre Atmosphäre. Rückblickend war es die schönste Zeit meiner bisherigen Arbeit. Nach Schließung des Asylheims fand ich eine neue Heimat in einem Hochhauskomplex mit ca. 600 Personen aus 20 verschiedenen Nationalitäten.

Ein wichtiger Aspekt für den Einsatz der Flüchtlinge war und ist für mich unter anderem, politisch tätig zu sein. Politik abgeleitet aus dem griechischen Wort *Polis* – die Stadt-Gemeinschaft. Wir leben alle in Gemeinschaften. Ich pflege die Begegnung und das Gespräch mit Politikern, insbesondere mit unserem Bürgermeister. Dadurch wurde es mir möglich, ungerechte Abschiebungen zu verhindern und Missstände zu beseitigen.

Etwas ganz Besonderes und Außergewöhnliches war es für mich, auf Einladung von *Franciscans International* bei der UNO in Genf für Frauen, die Menschenhandelsopfer sind und in die Prostitution gezwungen werden, meine Stimme zu erheben.

Auf Anregung des Deutschen Caritasverbandes durfte ich vor dem Ausschuss für Arbeit und Soziales in Berlin Beispiele zu „Mängeln“ des Asylbewerberleistungsgesetzes aufzeigen. Vielleicht hat das auch dazu beigetragen, dass dieses Gesetz später geändert wurde.

Rückblickend frage ich mich, wie ich die Erfahrungen, das Anhören der vielen schweren Schicksale der Hilfesuchenden und auch die Enttäuschungen und meine Hilflosigkeit aushalten konnte. Da sind Menschen, die monatelang auf der Flucht sind, traumatisiert durch Folter und Gewalt. Ärger und Wut erfassen mich, wenn ich gegen die für mich oft so irre Gesetzgebung kämpfen muss.

Das Dublin-Abkommen muss abgeschafft werden

Familien werden auseinandergerissen. Asylsuchende, die schon Monate in Deutschland leben, müssen, weil sie in einem anderen EU-Land gezwungen wurden, ihre Fingerabdrücke abzugeben, dorthin abgeschoben werden. Schuld daran ist das unmenschliche Dublin-Abkommen, das abgeschafft werden muss. Menschenrechtsorganisationen kritisieren scharf die Regeln der Bundesländer in der Familienzusammenführung. Die hohen Hürden machen es für viele Familienangehörigen unmöglich nach Deutschland zu kommen.

Dazu folgendes Beispiel: Ein junger eritreischer Familienvater stellte im April 2010 einen Asylantrag, der bereits im März 2011 positiv entschieden wurde. Die Familienzusammenführung konnte nun erfolgen. Es wurde ein Antrag gestellt. Die Ehefrau mit ihren drei Kindern bemühte sich Pässe zu bekommen, ohne Erfolg. Beim Versuch, illegal aus Eritrea zu gelangen wurde sie gefasst und mit ihren drei Kindern ins Gefängnis gebracht, wo sie zwei Monate verblieben. Neun Monate später versuchten sie es ein zweites Mal, es geschah das gleiche, sie landeten für einige Wochen in einem eritreischen Gefängnis. Schmerzvoll für den hier lebenden Familienvater, der Gott sei Dank nach seinem Aufenthaltstitel auch gleich einen guten Arbeitgeber gefunden hatte. Im April 2014, beim dritten Versuch, gelang es der Familie in den Sudan zu fliehen. Sie wurde in ein Flüchtlingslager aufgenommen. Erneut musste ein Antrag auf Familienzusammenführung gestellt werden. Dieser Antrag wurde vor Weihnachten 2014 vom Auswärtigen Amt mit der Begründung abgelehnt: „Die Familie hätte innerhalb von sechs Monaten nach Erhalt des Aufenthaltstitels des Familienvaters im Jahre 2011 nach Deutschland einreisen müssen.“ Das macht nicht nur sprachlos, sondern trifft tief ins Herz. Anfang 2015 wurde erneut bei der Deutschen Botschaft im Sudan ein Antrag auf Familienzusammenführung gestellt. Auf unser Bitten hin gab die Ausländerbehörde in Herten eine Vorabzustimmung zur Einreise nach Deutschland. Nun hoffen wir, dass die Deutsche Botschaft im Sudan Nachsicht hat und ein Einreisevisum ausstellt.

In solchen unsicheren und hilflosen Entscheidungssituationen frage ich mich immer wieder: Wie würde der heilige Franziskus in meiner Situation handeln? Ich vertraue ganz auf das Gebet meiner Mitschwestern im Mutterhaus in Salzkotten, die all meine Anliegen bei der Anbetung vor Gott tragen.

Tanzen ist da angesagt!

Immer wieder ist auch Kreativität gefragt. Um das Schicksal vieler traumatisierter Frauen zu lindern ist Tanz angesagt. Tanzen und Freude hängen eng zusammen. 50 Frauen fanden sich auf unsere erste Einladung hin zum Tanz zusammen. Die Fülle der vielen Tänze aus den unterschiedlichen Kulturen verbindet die Frauen zu einer heilenden Gemeinschaft, in der sie für Stun-

den ganz vergessen können, woran sie leiden. „Singen verbindet!“, „Musik wäscht den Staub des Alltags von der Seele“, „Musik – Sprache ohne Worte“. Alle diese Aussagen zeigten Wirkung bei mir. Die erste „Chorprobe“, die nicht nur mir sehr viel Freude bereitet hat, hat schon unter professioneller Leitung stattgefunden. Die Teilnehmer: Männer und Frauen aus Eritrea, dem Irak, Afrika und Deutschland.

Danken möchte ich bei dieser Gelegenheit allen, die sich für Flüchtlinge und Asylsuchende und Menschen, die in Armut leben, einsetzen, ihnen eine Stimme geben und auf Augenhöhe mit ihnen kommunizieren.

*Stefanie Müllenborn ist Salzkottener Franziskanerin und lebt in Herten.
Seit vielen Jahren engagiert sie sich für die Belange von Flüchtlingen.*

Die Suppenküche der Franziskaner in Berlin-Pankow

Andreas Brands ofm

„Na, Großer, wie geht es Dir?“ fragt mich B. (wie immer) und hält mir seine Hand hin. Ich ergreife sie und lächle. „Gut soweit. Und bei Dir? Alles in Ordnung?“ „Alles ok, Großer. Siehst ja. Und danke für die Suppe. Hat wieder lecker geschmeckt. Wir sehen uns.“ Und wendet sich dem Ausgang zu und geht, heute ziemlich gezeichnet von einer viel zu kurzen Nacht und körperlicher Verwahrlosung. Am liebsten würde ich ihn zu Br. Johannes schicken, zum Duschen, aber das wird nichts. Er hat getrunken, damit kommt keiner in die Dusche. Zu gefährlich.

Ich bin jedes Mal berührt, wenn ich B. sehe und er mich so anspricht. Er erkundigt sich, wie es mir geht. Dabei ist meine Lebenssituation so anders als seine. Er lebt auf der Straße. Sein Anblick ist nicht vom feinsten. Und trotzdem glaube ich, dass es für ihn ganz wichtig ist, so mit mir in Kontakt zu treten. Er kommt täglich, nicht immer im besten Outfit und nicht immer nüchtern. Sein einziger fester Ort im Alltag ist die Suppenküche. Hier weiß er sich willkommen, weiß aber auch, dass wir ihn im Blick haben, wenn er nicht mehr geradeaus gehen kann und Hilfe bei der Suppe mittags braucht. Und wenn B. mir gegenübersteht mit seinen traurigen, wissenden Augen, die davon sprechen, dass sich in seinem Leben nicht mehr viel Neues tun wird, dann zieht sich bei mir etwas im Magen zusammen, dann stellt sich die Frage, was ich diesem Mann tun kann, wie ich ihm auf Augenhöhe begegne. Ich kann ihm nur begegnen in Ehrlichkeit und Klarheit, ihn spüren lassen,

dass er mir nicht egal ist, mitfühlend, aber nicht mitleidig. Und mit einem guten Wort. Für heute.

Seit 1991 gibt es die Suppenküche an unserem Franziskanerkloster in der Wollankstraße. Was einst mit einem Mittagessen für 10–20 Personen begann, hat sich schnell zu einer festen Einrichtung entwickelt. Im Laufe der Zeit waren es bis zu 500 Menschen, die täglich auf eine Suppe warteten. Nun hat es sich etwas eingependelt, zwischen 220 am Monatsanfang bis zu 450 am Ende des Geldes oder an den Feiertagen.

Die vier Säulen der Suppenküche

Was klein begann, ist nun Institution. Vier Säulen machen sie aus. Die *Suppenküche*, um täglich allen zu uns kommenden Gästen eine warme und sättigende Mahlzeit anzubieten. Dazu gehört neben der Suppe eine geschmierte Schnitte Brot mit Wurst oder Käse und meistens ein Nachtsch, der lässt sich aus allem gespendeten Obst schnell zubereiten. Die *Hygienestation*, damit Menschen sich duschen und rasieren können, ein paar Dinge für die Körperhygiene bekommen und ihnen von Br. Johannes der Kopf gewaschen wird (ein paar klare Worte sind manchmal Gold wert – er kennt seine Pappenheimer). Die *Kleiderkammer*, denn jeder Mensch hat das Bedürfnis, angemessen gekleidet auf die Straße zu gehen. Hier bekommen unsere Gäste, das, was sie brauchen, angefangen von den Socken bis zum Schal, von der Unterwäsche bis zum Regencap. Kleidung ist da, in Hülle und Fülle. Meistens gut und brauchbar. Davon können unsere Leute profitieren. Dem Schwarzmarkt beugen wir vor: mit einer Karteikarte, auf der genau aufgeschrieben wird, wer wann was erhalten hat. Die *Sozialberatung*: unsere Sozialarbeiterin kennt sich aus, mit Gesetzen und Vorschriften, mit Ämtern, Möglichkeiten und Grenzen. Wie wichtig, einen Ort zu haben, um die Themen des Lebens zu besprechen, die geklärt werden müssen: Hartz IV wie Krankenkassenbeiträge, Wohnungssuche wie Rentenansprüche, Passfotos für den neuen Pass (der alte irgendwo verloren) wie der hergestellte Kontakt zum Gericht.

Mit unserer Suppenküche antworten wir auf die Grundbedürfnisse

des Menschen. Für heute. Nur für heute. Das ist nach drei Jahren der Mitarbeit in der Suppenküche mein etwas versöhnter Blick auf unsere Arbeit hier. An den Lebenssituationen der Menschen werden wir nicht viel ändern können, es gibt wenige Perspektiven und persönliche Motivation für einen Neuanfang oder eine große Veränderung. Aber heute können sie hier sein, zu uns kommen, bei uns essen, im Saal Karten spielen, sich duschen und neu einkleiden, ihre Fragen loswerden und Mensch sein.

In der Suppenküche treffen wir täglich auf viele Menschen. Viele sind uns bekannt, wir kennen sie mit Namen und sie kennen uns, die Brüder, die Angestellten und die Ehrenamtlichen. So hat sich eine Form des Miteinander-Lebens, wenigstens für ein paar Stunden am Tag, gefunden. Was ich immer wieder erlebe und spüren darf: hier begegnen Menschen Menschen. Über die unterschiedlichen Gegebenheiten der Gäste und der Mitarbeiter können wir nicht drüber wegschauen, sie sind sichtbar. Aber wir tasten uns mehr und mehr durch zum Wesentlichen, zum Kern, zum Gleichen. Wenn wir morgens um 8:00 h die Türen der Suppenküche öffnen, wenn die ersten vor der Kleiderkammer bereits um 6:00 h Schlange stehen – dann sehe ich Frauen und Männer, hoffend auf eine kleine Stärkung für den Tag, auf einen heißen Tee und etwas zu essen, auf etwas Ruhe und Geborgenheit. Die gleichen Wünsche trage ich doch auch in mir, nur: sie sind mir nicht immer so bewusst, nicht immer so augenfällig, weil ja vieles für mich selbstverständlich da ist und erfüllt wird. Hier aber sind Menschen, Frauen und Männer von der Straße, Arme, Menschen ohne soziale Bindungen, Kranke, Bedürftige – und sie zeigen es schutzlos. Halten uns ihre Situation ungeschönt hin. Und hoffen auf Hände, die ihre Hände füllen; hoffen auf „etwas“, das ihre Wünsche erfüllt. Nur für heute.

Gastfreundschaft erfahren

Mein persönliches Anliegen für unsere Suppenküche ist – über die konkreten Hilfsangebote hinaus: dass sich B. und alle anderen bei uns wohlfühlen, dass sie Gastfreundschaft erfahren und einen Ort des Willkommens erleben. Ich merke am allerbesten selber, wenn mir das nicht gelingt. Dann habe ich den Auftrag dieses Tages nicht erkannt. Es ist die bleibende Herausforde-

rung, auch in der Alltäglichkeit unseres Betriebs (und eine Suppenküche muss einfach funktionieren, fordert Logistik und das Mittun vieler Helferinnen und Helfer), den einzelnen zu sehen, ihn oder sie zu begrüßen, sich anzuschauen, sich anzusprechen, nachzufragen, kurz zu lächeln. Grenzen aufzeigen natürlich auch. In Kontakt zu bleiben. Zu beten. Zumindest mittags kurz vor dem Essen – füreinander und miteinander.

Wenn der Augen-Blick gelingt, ist viel gewonnen. In meiner Begegnung mit B. und den vielen anderen Gästen darf ich dann erfahren, dass eine große Dankbarkeit da ist. Bei B. Bei mir selber. Das Geschenk einer Begegnung von Mensch zu Mensch. Dann wird etwas davon spürbar, dass Gott nicht nur zwischen den Kochtöpfen (nach Theresa von Avila), sondern jetzt gerade zwischen uns gegenwärtig ist. Nicht das große Ganze ändert sich dadurch, aber der Moment, der kleine Augenblick. Wertvoll.

*Andreas Brands ist Franziskaner, lebt in Berlin und war von 2012 bis 2014
Leiter der Suppenküche in Berlin-Pankow.
Seit 2014 ist er für die Öffentlichkeitsarbeit der Suppenküche zuständig.*

Präsenz und Teilen – ein Leben mittendrin

Thomas Willms

Es sind inzwischen vier Wohnungswechsel, die der Franziskaner Joachim Stobbe in Wuppertal absolvieren musste, dreimal wurde auch der Ort der Hausaufgabenhilfe gewechselt. Das hört sich für Außenstehende nicht nach viel oder sogar als normal an. Für Joachim ist es viel. Die immer noch meiste Zeit verbrachte er in der Obdachlosensiedlung Hilgershöhe in Wuppertal-Langerfeld, 25 Jahre, davon 23 Jahre in einem Block. Nach einem kurzen Intermezzo in einer Sozialbaumietwohnung ging es in ein Gemeindehaus der evangelischen Kirche. Seit 2011 wohnt er wieder „katholisch“, im ehemaligen Küsterhaus von St. Paul. Auch die Hausaufgabenhilfe findet inzwischen in Räumen dieser Kirche statt, dort, wo bis im August 2014 noch ein Kindergarten war.

Warum diese Einführung? Ganz einfach, sie zeigt einen Grundwert in Joachims Leben, den auch ich, sein Mitbewohner Thomas Willms, teile: Präsenz. In einer Welt, in der Flexibilität und Geschwindigkeit eine große Rolle spielen, möchte die kleine Gemeinschaft im Wuppertaler Osten vor allem eins: Beständigkeit und Verlässlichkeit ausstrahlen, Heimat geben.

Dieser einfache Ansatz erstaunt vielleicht, wenn man von außen die Arbeit betrachtet. Täglich kommen bis zu 120 Kinder und Jugendliche, von der Grundschule bis zum Studium, um von Joachim, mir und unserem vielköpfigen Team Hilfe und Beratung zu bekommen. Viele Nachbarn kommen mit ihren alltäglichen Sorgen oder wollen sich einfach nur austauschen. 140 Familien holen jeden Freitag Lebensmittel, die ehrenamtliche Mitarbeiter/innen vorher sortiert haben und ausgeben. Die meisten von denen, die

kommen sind keine Christen, viele sind Muslime, Aleviten, Jesiden oder Atheisten. Aber sie wissen, es ist eine christliche Anlaufstelle für sie, eine die fast immer offen ist – selbst am Wochenende. Präsenz. Sie wissen, dass Ihr Glaube geachtet und respektiert wird, so wie Franziskus auch den Koran als Heilige Schrift bezeichnet hat.

Ja, wenn man unser Leben von außen betrachtet, dann staunt man über die Aktivität. Viele fragen uns, wie wir das aushalten, durchhalten. Gibt es keine Durststrecken? Doch, die gibt es. Natürlich. Aber da ist noch ein anderer Wert, von dem wir auch profitieren und der uns immer wieder motiviert. Das ist das Teilen.

Teilen erfolgt beidseitig. Es gibt Gebende und Empfangende. Richtig. Aber die Gebenden sind auch Empfangende. Unsere Räume haben wir Haus des Teilens genannt. Dankenswerter Weise hat der Kölner Weihbischof Ansgar Puff die Schirmherrschaft übernommen. Auch er hat in seinem Leben das Teilen gelebt und lebt es noch heute. Auch gehören wir zum Verein vision:teilen e. V., der von Peter Amendt und Klaus-Dieter Diederhagen in Düsseldorf 2005 ins Leben gerufen worden ist. Auch dort wird geteilt, sogar weltweit. Aber wir arbeiten und leben mit Menschen zusammen, die auch teilen, die mit uns Zeit, Freundschaft, aber auch Sorgen und Ängste teilen.

Dazu einige Beispiele

Ayda ist Syrerin, armenische Christin und ausgebildete Englisch-Lehrerin. Sie teilt mit uns ihre Zeit, und zwar in einem weit größeren Umfang als es ihre Teilzeitstelle in der Hausaufgabenhilfe ausdrückt. Sie ist inzwischen der gute Geist, der ruhende Pol in dem ganzen „Chaos“. Silke kennt „Stobbe“ schon seit 40 Jahren. Vor allem aber hat sie eine für uns immer wieder erstaunliche „Antenne“ für die Nöte der Nachbarn. Sie teilt außerdem viel von ihrer Freizeit mit Kindern, z. B. beim Kinderkochkurs oder in den Ferienfreizeiten.

Hanim wird in diesem Schuljahr ihr Abitur machen. Sie ist eine Tochter in einer 9köpfigen kurdischen Familie. Wenn sie in der Hausaufgabenhilfe

ist, hat sie erst einmal den Blick für den Anderen, dem sie vielleicht noch helfen kann. Sie teilt mit uns die Arbeit und die Sorge für den Schwächeren, Kleineren.

Frau Boukes ist eine Alteingesessene im Stadtteil. Sie ist bereits über 80 Jahre alt und ist doch regelmäßig montags in der Hausaufgabenhilfe, um für die Kinder da zu sein.

Mechthild ist manchmal schon etwas sehr laut. Einen eigenen Kopf hat sie – zum Glück – auch. Mit Hingabe putzt sie das Gemüse und Obst, das von der Wuppertaler Tafel oder von einer Aldi-Filiale kommt, kocht Marmelade, das alles für die Familien, die zur Lebensmittelverteilung kommen.

Präsenz und Teilen – zwei Werte, die unser Leben prägen und uns immer wieder Mut machen, weil sie so einfach sind, dass viele Menschen sie miteinander teilen können. Franziskus von Assisi ist uns immer wieder Quelle dieses Lebens.

Vor allem ist für uns sein spiritueller Dreischritt von großer Bedeutung:

1. Das Leben für die Armen. Franziskus sah schon früh die Armut der Menschen um die reiche Stadt Assisi herum. Seine Bekehrung begann damit, dass er sein Hab und Gut, seine Kleidung mit ihnen *teilte*.

2. Das Leben mit den Armen. Die Sorge für die Armen reichte Franziskus nicht für seine Nachfolge Christi. Er wollte *mit ihnen leben, da sein, präsent*. Er ging also aus der Stadt hinaus und begab sich unter die Armen und Ausgesetzten und lebte mit ihnen.

3. Das Leben als Armer. Der letzte Schritt für ihn. So wie er alle Kleidung abgab und sich nackt von seinem Vater und seiner Stadt verabschiedete, so *identifizierte er sich* mit den Armen, wurde selbst zum Bettler, abhängig von anderen Menschen.

Mit Aktionismus hat dieses Leben nicht zu tun, es ist ein Suchen und Aufspüren Gottes in den Menschen, aber auch das Mitleiden und Mitkämpfen für eine Welt, in der Gottes Gerechtigkeit zur menschlichen Sache wird. Leben als Gottesdienst und Gottesdienst als Leben.

Thomas Willms ist Diplom-Theologe und lebt in Wuppertal. Seit vielen Jahren teilt er das Leben der Menschen in einer Siedlung in Wuppertal-Langerfeld und hat zusammen mit dem Franziskaner Joachim Stobbe im Jahr 2014 das „Haus des Teilens“ gegründet.

Kirche auf der Straße – Obdachlosenseelsorge in Köln

Franziska Passeck osf

Bruder Markus und ich arbeiten seit einigen Jahren im Auftrag des Erzbistums Köln als Obdachlosenseelsorger in der Kölner Innenstadt.

Obdachlose, das sind Menschen ohne festen Wohnsitz, Menschen, die „Platte machen“, Männer und Frauen, die auf der Straße leben. Manche von ihnen finden vorübergehend eine Unterkunft in Notunterkünften oder bei Bekannten und Freunden. Andere Menschen, mit denen wir Kontakt haben, besitzen zwar ein Dach über dem Kopf, aber kein Obdach für ihre Seele.

Bei der Seelsorge geht es uns nicht zuerst um materielle Hilfe oder um eine Unterbringung der betroffenen Personen. Die Obdachlosenseelsorge ist ein offenes Angebot für alle, die mehr oder weniger auf der Straße leben. Seelsorge bedeutet, Menschen auf ihrem je eigenen Lebensweg zu begleiten im Vertrauen darauf, dass Gott mit ihnen geht. Seelsorge geschieht durch Zuhören, Ehrfurcht und Respekt erweisen, miteinander reden, Halt geben, Trost spenden, Gottesdienste feiern, miteinander beten, Segen erbitten, Vermittlung an Hilfeeinrichtungen, Wege mitgehen, Sinn für das eigene Leben aufzeigen, auch mal durch konkrete schnelle Hilfe, Besuche im Krankenhaus oder im Gefängnis und durch vieles mehr. Seelsorge heißt, für Menschen da zu sein, sie so anzunehmen wie sie sind und sie zum nächsten notwendigen Schritt zu ermutigen – dies alles auf der Grundlage des christlichen Glaubens.

Anteil nehmen an den Sorgen und Problemen

Dabei möchten wir die barmherzige und verzeihende Liebe Gottes für die Schwestern und Brüder von der Straße erfahrbar werden lassen. Dies geschieht z. B. bei unseren regelmäßigen Angeboten in „Gubbio“. An zwei Tagen in der Woche sind wir in unserer Anlaufstelle präsent. Beim Kaffeetrinken und bei den anschließenden pastoralen Angeboten wie Bibelteilen, Gesprächskreisen, Gottesdiensten usw. versuchen wir da zu sein für die Einzelnen und ihre Nöte. An den anderen Wochentagen besuchen wir verschiedene Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Dort setzen wir uns genauso wie die obdachlosen Menschen an die Tische, essen mit ihnen, erzählen dabei das Neueste und plaudern über „Gott und die Welt“. Dabei lernen uns die Menschen kennen und fassen langsam Vertrauen. Auch bei gelegentlichen Rundgängen durch die Stadt, wo wir konkret nach Obdachlosen Ausschau halten, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen, und auch am Abend bei der Suppenausgabe am Appellhofplatz nehmen wir Anteil an ihren Sorgen und Problemen.

Der Appellhofplatz ist für mich ein besonderer Ort. Dort habe ich zu später Stunde schon so manches tiefgehende Gespräch geführt. Wenn die Suppe gegessen ist, die meisten schon gegangen sind und ich eigentlich heim ins Bett möchte, kommt öfter jemand und möchte reden. Im Winter ist dies bei entsprechend kalten Temperaturen um 22.00 Uhr ziemlich hart. Aber dies scheint eine gute Zeit zu sein, wo Menschen ihr Herz ausschütten möchten oder auch können. Unter vielen Begegnungen erinnere ich mich an Silka, die mir von ihrem total verfahrenen Leben erzählte, davon alles verloren zu haben, Wohnung, Familie usw. Da sie einen Anhänger mit einem Kreuz trug, fragte ich sie im Verlauf des Gesprächs, ob sie gläubig sei. Da kam die spontane Antwort: „Wie kann ich denn an einen Gott glauben, da ich nicht an mich selber glaube?!“

Diese Antwort geht mir noch heute nach, da sie ausdrückt was wir auf der Straße häufig erleben. Nicht der Wohnungsverlust oder das fehlende Geld sind das Schlimmste, sondern die oftmals fehlenden sozialen Kontakte machen das Leben zur Herausforderung. Das Netz einer hilfreichen Familie oder entsprechender Freunde ist verloren gegangen, oder es hat nie existiert.

Da gibt es einen über uns ...

Wenn dann Menschen trotzdem an einen gütigen Gott glauben können, so ist das für mich fast wie ein Wunder. Dabei erinnere ich mich sofort an Klaus, einen über viele Jahre abhängiger Alkoholiker. Wir unterhielten uns gerade am nächtlichen Appellhofplatz, als Tim dazwischen platzte. Tim hatte man kurz zuvor alles gestohlen. Er besaß rein gar nichts mehr, außer den Sachen, die er am eigenen Leibe trug. Dementsprechend war er total frustriert und am Boden. Während ich noch überlegt, wie ich ihm zumindest zu einem Schlafsack verhelfen könnte, nahm Klaus ihn in den Arm und sagte: „Schau mal Kumpel, da gibt es einen über uns, der meint es gut. Der wird dir auch helfen, wieder an die nötigen Dinge zu kommen. Ich bin auch sehr oft total unten. Dann bete ich zu Ihm, bevor ich auf meiner Platte schlafen gehe. Das tut gut, denn ich weiß, Er ist da.“

Neulich traf ich einen mir bis dahin noch unbekanntem Obdachlosen, mit dem ich in ein längeres Gespräch kam. Dabei erzählte er mir unter anderem, dass seine Freunde und seine Familie ihn hatten fallen lassen, als er an der Flasche gelandet und immer mehr vom Alkohol abhängig geworden war. Am Ende habe ihn sein Bruder aus dem Haus geworfen. Kalle hatte sich so geschämt, dass er dann auch selber alle Brücken abbrach und meinte, auch vor Gott abtauchen zu müssen. Aber, so sagte mir Kalle mit strahlenden Augen: „Vor Gott konnte ich nicht fliehen. Wenn ich mich im Keller versteckte, war Er da, wenn ich weglief, lief Er mit. Er sagte zu mir: Jung ich bleibe bei dir und lass dich nicht los! Manchmal, wenn ich Ihn anschau, lacht Er mich an und ich fühle mich wohl bei Ihm. Dann ist der Alkohol und meine Misere scheißegal. Gott ist ja da!“

Diese und viele andere erlebte Vertrauensbeweise erstaunen und beschämen mich oft. Nicht selten erlebe ich, dass jemand mit einem Zuspätkommenden seine Suppe teilt, obwohl er auch nichts anderes zu essen hat und am nächsten Morgen erst Flaschen sammeln muss, um an das nötige Kleingeld für ein Frühstück zu kommen. Und Flaschen sammeln dauert lange und ist echt harte Arbeit!

Nie vergessen werde ich die Beisetzung von Andy. Er ist am Palm-

sonntag 2013 vor dem Kölner Hauptbahnhof erfroren. Als er und seine Frau gefunden wurden, kam für ihn jede Hilfe zu spät, während Reni auf der Intensivstation noch einmal zum Leben erweckt werden konnte. Bei der Beisetzung von Andy waren über 40 Punker dabei. Bruder Markus gibt immer die Gelegenheit, dass die Freunde von ihren Erfahrungen mit dem Verstorbenen erzählen können. So berichtete ein junger Mann davon, wie er 16-jährig völlig abgebrannt in Köln angekommen war und nicht wusste wie es weitergehen sollte. Zum Glück hatte er Andy getroffen, der ihm etwas zu essen gab und als die Nacht hereinbrach auch einen Schlafsack. Der junge Mann hatte diesen Schlafsack ahnungslos angenommen und sich hingelegt. Als er in der Nacht wach wurde, sah er, dass Andy neben ihm frierend ohne Ecke oder etwas Wärmendes lag. Er hatte ihm, dem jungen Obdachlosen seinen einzigen Schlafsack vermacht. Jedes Mal, wenn ich solche oder ähnliche Geschichten höre, frage ich mich: Würde ich auch so handeln?

Das Vater unser von den Toten Hosen

Am Ende der Beisetzung von Andy kniete seine Frau Reni noch vor dem Grab und wollte absolut nicht weg. Da gingen zwei der Punker zu ihr und setzten ihr Kopfhörer auf und drückten ihr einen MP3-Player in die Hand. Einen Augenblick später stand sie auf und ging mit uns vom Friedhof. Auf meinen erstaunten Blick fragte mich einer der zwei Punker, ob ich wissen möchte, was Reni jetzt hört. Ich meinte, irgendeine Punk-Musik, die ich bestimmt nicht kenne. Nein, antwortete er mir, sie hört gerade das „Vater unser“ von den „Toten Hosen“. Worauf ich mit den beiden jungen Männern über Glauben, Gott und das Ewige Leben ins Gespräch kam. Zu meinem Erstaunen fand sich viel mehr an Gottesbeziehung bei diesen jungen Leuten, als ich ihnen je zugetraut hatte.

Obwohl ich nun schon fast neun Jahre mit Menschen am Rande zu tun habe, bringen sie mich immer wieder ins Staunen. Oft unterschätze ich ihre Fähigkeiten oder ihre Lebensleistung. Wenn ich dann mal von jemand mehr zu hören bekomme und tieferen Einblick in sein oder ihr Leben bekomme, dann muss ich immer wieder feststellen, dass diese Menschen nicht schlechter sind als ich! Sie hatten es nur entschieden schlechter als ich im Leben.

Wenn ich all das hätte aushalten müssen, was ihnen passiert ist, wer weiß wo ich dann heute wäre. Vielleicht wäre ich nicht nur alkoholkrank geworden, sondern hätte dies eventuell bis heute noch nicht einmal überlebt.

Bei unseren Freunden von der Straße kann man nicht sagen, sie sind so oder so. Ich treffe stets die ganze Bandbreite des Menschlichen an, von Rücksichtslosigkeit und Egoismus angefangen bis hin zu absoluter Uneigennützigkeit, Hilfsbereitschaft, liebevollem und aufmerksamem Umgang mit den Mitmenschen. Einige von ihnen sind mir allerdings oft ein Vorbild was Glauben, Vertrauen und Lebensmut anbelangt. Ich bin dankbar über die vielen Freunde, die ich unter ihnen gefunden habe.

Franziska Passeck ist Olper Franziskanerin und lebt in Köln. Seit 2004 arbeitet sie für das Erzbistum als Obdachlosenseelsorgerin in Köln.

„Wo soll ich heute Nacht nur schlafen?“ – Leben und Arbeiten im Omnibus

Bernd Leopold ofm

„Wo soll ich heute Nacht nur schlafen?“ -

Diese Frage stellten sich vor 30 Jahren viele Eltern, die von auswärts nach München kamen, um ihr Kind im *Dr. von Haunerschen Kinderspital* behandeln zu lassen, und diese Frage stellen sich auch heute noch Eltern. Hotels in München waren schon immer sehr teuer und für viele unbezahlbar, besonders bei längeren Aufenthalten.

Der Klinikseelsorger und Franziskanerpater Michael Först erkannte die große Not der auswärtigen Eltern und öffnete ihnen seine Wohnung.

Seinen Traum von einem Haus mit vielen Zimmern für die auswärtigen Eltern, nah an der Klinik, durfte er noch mit planen. Die Fertigstellung erlebte er leider nicht mehr.

Seine Nachfolger, die Franziskaner P. Korbinian Klinger und P. Engelbert Petsch, führten diese Aufgabe sehr engagiert fort.

Seit März 2014 arbeite ich, Br. Bernd Leopold, im Projekt Omnibus (lat. für alle, durch alle) und seit Juni desselben Jahres leite ich das Haus. Mich unterstützten ein Mitbruder und zwei Kolleginnen beim Präsenzdienst im Haus sowie eine Verwaltungskraft.

Das Omnibus-Haus hat 20 Zimmern mit insgesamt 37 Betten sowie zusätzlich vier Wohnungen. Die Eltern können sich in einer Küche selbst versorgen oder aber am gemeinsamen Frühstück und Abendessen, das ihnen vom Team des Omnibus jeden Tag zubereitet wird, teilnehmen. Der gesamte Aufenthalt inklusive der Mahlzeiten ist für die Eltern kostenfrei. Getragen wird das Projekt durch Spenden.

Der oft schwierige Alltag der Eltern, die bei uns im Haus leben, besteht aus einem Pendeln zwischen Omnibus und Klinik. Oft herrscht die Angst, wie es mit dem kranken Kind weitergehen wird. Die innere Anspannung ist fast immer sehr hoch. Die Eltern durchleben eine Extremsituation.

Das oft endlos scheinende Warten auf Besserung, den Anblick des leidenden Kindes aushalten zu müssen und die eigene Hilflosigkeit, – das zehrt. Das Erlernen-Müssen von Geduld bei endlos langsam erscheinenden Heilungsfortschritten oder auch zwischenzeitlichen Rückschritten führt die Eltern oft genug durch finstere Täler. Wir versuchen allen Menschen, gleich welcher Rasse, Nationalität oder Religion sie angehören, auf Augenhöhe zu begegnen. Wir bieten ihnen an, für sie Ansprechpartner in ihren Fragen, Sorgen und Nöten zu sein – wenn sie es wünschen.

Alle haben die gleiche ‚Fahrkarte‘ für den Omnibus

Menschen aus allen Gesellschaftsschichten stehen durch die schwere Erkrankung eines Kindes plötzlich am Rande der Gesellschaft. Krankheit und Tod – auch oder gerade von Kindern – sind nach wie vor Tabuthemen in unserer Gesellschaft, manchmal sogar in der eigenen Familie. Oft genug sortiert sich der Freundeskreis bei einer schweren Erkrankung des Kindes ganz neu. Der *Omnibus* ist ein Ort, wo sich andauernd Menschen begegnen, die sich im normalen Leben so sicherlich nicht begegnen würden. Da sind Menschen, die aus dem Ausland nach Deutschland kommen, um ihr krankes Kind behandeln zu lassen, Harz IV-Empfänger, Akademiker, Arbeiter, Flüchtlinge, Beamte, Asylsuchende und Angestellte. Sie begegnen sich vielleicht morgens im Schlafanzug auf dem Weg ins Bad, sie begegnen sich während

des Tages auf dem Gang in der Klinik. Sie nehmen sich gegenseitig wahr. Sie leben friedlich Tür an Tür unter einem Dach und kommen miteinander ins Gespräch. Wenn sich diese Eltern bei uns im Haus treffen sind es Begegnungen auf Augenhöhe, weil alle die gleiche ‚Fahrkarte‘ für den *Omnibus* haben: ein schwerkrankes Kind.

Die Gespräche der Eltern untereinander sind uns sehr wichtig. Wenn sie über ihre Sorgen, Nöte und Ängste reden, muss keiner seinem Gegenüber etwas erklären, weil alle diese Situationen schon selbst durchlitten haben. Sie wissen alle, wie man sich vor einem schweren Arztgespräch oder vor einer OP des Kindes fühlt. Vielleicht ist diese Art der Vernetzung der Eltern untereinander wichtiger als alles andere.

- » Weil es ihrem Leben eine gewisse Normalität gibt.
- » Weil es ihnen zeigt, dass ihre Erfahrungen für andere wichtig sind.
- » Weil sie erkennen, dass sie nicht alleine sind mit einem kranken Kind.

Seit Juli oder August 2015 kommen immer mehr Flüchtlinge, z.B. aus Syrien, Somalia und Eritrea zu uns in den *Omnibus*. Ich empfinde es erschreckend, wenn diese Menschen über die Umstände ihrer Flucht, bzw. die Gründe, die dazu geführt haben, berichten.

Neben den Sorgen um ein krankes Kind kommen bei den Flüchtlingen manchmal auch existentielle Sorgen hinzu. Sie haben keine eigene Wohnung und können z. B. mit einem beatmeten Kind aus hygienischen Gründen nicht in einer Gemeinschaftsunterkunft leben.

Die letzten eineinhalb Jahre im *Omnibus* empfand ich als eine sehr intensive Zeit mit vielen sehr schönen und tiefen Begegnungen. Ich empfinde es immer wieder aufs Neue spannend zu sehen, welche Menschen bei uns im *Omnibus* zur Anmeldung die Treppe hochkommen. Namen bekommen dann plötzlich Gesichter.

Innere Weite und Gelassenheit

Die Arbeit im *Omnibus* konfrontiert mich aber auch mit mir selbst. Ich durfte schon einige Sorgen und Ängste über Bord werfen und habe somit an innerer Weite und Gelassenheit gewonnen. Ich durfte Eltern kennenlernen, die mit ihren Kindern schon viele Monate oder Jahre in Krankenhäusern verbracht haben. Diese Menschen strahlen oft eine unglaubliche Ruhe und Gelassenheit aus und sind für mich zu guten Wegweisern geworden, wenn es um die Frage geht, was wirklich wichtig ist im Leben. Angetreten bin ich im *Omnibus* mit dem Ziel, Eltern kranker Kinder zu helfen. Gelernt habe ich, was unbedingte Loyalität und Liebe zu einem Menschen bedeutet, „wenn er auch nicht ganz gerade gewachsen ist“, wie eine Mutter es nannte.

Sehr viele Eltern sagen mir beim Auszug aus dem *Omnibus* wie wichtig es für sie ist, dass es den *Omnibus* gibt. Auch ich hoffe, dass er noch lange Zeit fortbestehen kann, um Eltern schwerkranker Kinder ein Zuhause auf Zeit zu geben – zum einen durch die Arbeit der Franziskaner, der MitarbeiterInnen und der Ehrenamtlichen und zum anderen durch die tolle Unterstützung von so vielen einzelnen Menschen, Firmen und kirchlichen Gruppen, die schon über viele Jahre treu zum *Omnibus* stehen.

*Bernd Leopold ist Franziskaner und lebt in München.
Seit 2014 leitet er dort das Projekt „Omnibus“.*

Wenn am Abend die Lichter ausgehen

Peter Amendt ofm

Montag, 21.00h. Im Winter ist es überall dunkel, und die Hektik des Tages beruhigt sich allmählich. Nun ist es Zeit für den gutenachtbus, eine Kooperation der Straßenzeitung fiftyfifty mit der franziskanischen Initiative „vision:teilen“ in Düsseldorf. Die ersten Ehrenamtlichen kommen zur Küche von vision:teilen, um den nächtlichen Einsatz des gutenachtbusses vorzubereiten: Thermoskannen mit heißem Wasser, Instantgetränke, Instantsuppen, Schuhe, Kleidung, warme Decken, Schlafsäcke ...: alles wird für den Einsatz in den inzwischen eingetroffenen gutenachtbus-Sprinter zu verladen.

Kurz vor 22.00h geht es dann los zur Altstadt, wo der Bus mit den Ehrenamtlichen – es sind wöchentlich vier Gruppen, je eine pro Nacht (montags-donnerstags), zusammen mit Ersatzkräften über 40 Personen – einen ersten einstündigen Halt macht. Dort stehen schon die Obdachlosen, die keine Zuflucht in einer Notschlafstätte gesucht oder gefunden haben, und warten auf den Bus. Es gibt zu essen, zu trinken, die benötigte Wäsche, den Schlafsack – alles unentgeltlich als Zeichen der Gastfreundschaft. Und vor allem der menschliche Kontakt. Hier gibt es für sie kein „oben“ und „unten“ wie im Alltag. Der oder die Obdachlose trifft auf die Professorin, den Arbeitslosen, den Wirtschaftsfachmann – und alle sind gleich. Man kennt sich, man schätzt sich, und so manche Freundschaft hat sich angebahnt.

Julia, die Sozialarbeiterin, ist mitten dazwischen; sie koordiniert die Einsätze und steht zur Beratung für jeden bereit, der sich an sie wendet. Es

geht um einen Schlafplatz zu später Stunde, um ärztliche Hilfe, die für den nächsten Tag vermittelt wird, und auch um die Frage „Wie komme ich hier wieder heraus?“. – Zwischendurch wird noch gespendetes Essen von einem Restaurant in einem Wäschekorb mit zwei größeren Töpfen geholt, und kurz nach 23.00h geht es weiter Richtung Hauptbahnhof, wo die nächste Traube wartet. Auch hier das kleine „Fest der Gastfreundschaft“ für die, die es vorgezogen haben, auf den Bus zu warten. Und immer wieder dazwischen das „Danke, dass Ihr da seid. Das ist großartig!“. Wer hier mitmacht, ist beschenkt – auf beiden Seiten.

Die Idee zu dem Bus kam 2011 und wurde von beiden Partnern noch im selben Jahr umgesetzt, so dass ab Dezember der von fiftyfifty gespendete Bus von vision:teilen Woche für Woche betrieben wird – bisher ohne ungeplante Ausfallzeiten. Dazu Julia, die von vision:teilen angestellte Koordinatorin des Busses und ausgebildete Sozialarbeiterin: „Ich möchte keinen von all denen missen. Sie sind mir ans Herz gewachsen – die Obdachlosen ebenso wie die Ehrenamtlichen. Sie gehören zusammen!“ Und auf die Frage, wie es so beim Bus geht, verweist Sie gern auf die Geschichten, die die Ehrenamtlichen aufgeschrieben haben. „Da bekommen Sie mit, was wir immer wieder erleben.“ (*Das Büchlein ist erhältlich bei: vision:teilen, Schirmerstr. 27, 40211 Düsseldorf; mehr zum gutenachtbus: www.vision-teilen.org, Bereich: Unsere Arbeit*).

Wo die Brücken abgebrochen sind

Zugespitzte Armut, Vereinzelung und Vereinsamung, Abhängigkeit und die Unfähigkeit, das eigene Leben noch zu steuern: diese häufig im Obdachlosenmilieu anzutreffenden Merkmale sind von ihnen nicht „gepachtet“. Sie gibt es in anderen Bereichen auch, zuweilen nochmals verstärkt. Nämlich dann, wenn Menschen sich zurückziehen und aus welchen Gründen auch immer die Brücken zu anderen, zur Gesellschaft und ihren Hilfsangeboten abgebrochen haben. Dann wird es oft sehr dunkel in ihrem Leben.

Diese Erfahrung war Ausgangspunkt für den Aufbau einer weiteren Ehrenamtsgruppe von vision:teilen in Düsseldorf seit 2013. Unter der Lei-

tung von Ulrich Fezer, einem ehemaligen Geschäftsführer für den deutschen Bereich eines internationalen Groß-Unternehmens, hat sich die Bewegung „Hallo Nachbar!“ in Düsseldorf rasch entwickelt und zählt um die 30 Ehrenamtlichen mit noch mehr Nachfragen durch Menschen, die um Hilfe rufen und sich unter der Telefonnummer 02 11 / 15 30 60 selbst oder durch Dritte melden. Denn die Idee ist: Wer die Brücken abgebrochen hat, ruft normaler Weise nicht an, schottet sich ab. Häufig spüren dann Nachbarn, dass etwas nicht in Ordnung ist. Sie sind gebeten, „Hallo Nachbar!“ zu verständigen, so dass Ehrenamtliche herausfahren und mit den Nachbarn oder Freunden vor Ort den oder die Betroffene aufsuchen. „Wie geht es Ihnen? Wir haben gehört, dass Sie Hilfe brauchen ...“ Gewiss, nicht immer machen die Betroffenen auf. Aber doch zu allermeist. Auch sind es zuweilen die sozialen Dienste selbst, die nicht die nötige Zeit für den Betroffenen haben. „Bitte helfen Sie uns!“.

Überhaupt ist der Kontakt zu den Sozialdiensten wie auch zu Behörden gut, denn alle schätzen diese Form der sehr niederschweligen aufsuchenden Hilfe dort, wo sie selbst nicht oder nicht mehr hinkommen. Und das ist nicht immer so einfach wie bei der Frau, die ihren Mann verloren hat und nun hilflos ist angesichts der Selbstorganisation des Lebens oder die als Behinderte jemanden braucht, der mit ihr zum Friedhof geht. Zuweilen ist es richtig dramatisch wie bei jenem unversorgten Kranken, der sich zurückgezogen hatte und auf das Ende seines Lebens im verdunkelten Zimmer wartete ... Durch die kleinen Plakate in der Rheinbahn sind viele auf uns aufmerksam geworden: Hilfesuchende ebenso wie solche, die gern zwei bis drei Stunden pro Woche – mehr sollte es nicht sein! – sich als Ehrenamtliche für andere zur Verfügung stellen. Und das gerade auch junge Leute. „Mir geht es gut. Da möchte ich gern etwas für andere tun, denen es nicht so gut geht“, hört man oft.

Neue Bereiche des Einsatzes entstehen

Gutes-tun kann ansteckend und kreativ sein! Längst haben sich Ehrenamtliche von gutenachtbus und Hallo Nachbar! zusammengefunden, um angesichts der Not der zu uns kommenden Flüchtlinge nicht abseits zu stehen.

Armin, unser Mitarbeiter, ein langjähriger Fahrrad-„Schrauber“, wie sich dieses Reparaturgewerbe nennt, hat mit Freunden begonnen, Gebrauchtfahrräder zu sammeln und als Initiative „Hallo Fahrrad“ in vision:teilen diese in gut organisierten Aktionen vor Flüchtlingszentren zu reparieren und jungen Flüchtlingen unentgeltlich zu geben, um sie mobil zu machen. Im Übrigen tut er es nicht nur für sie, sondern für alle in Not, denen die diese Form der Mobilität fehlt. Wieder andere haben sich in Absprache mit der Flüchtlingsbeauftragten der Stadt, Miriam Koch, schon in Herrgottsfrühe an den letzten Tagen des Monats und den ersten des nächsten Monats aufgemacht und den gutenachtbus beladen. Mit ihm fahren sie zu den Asylstellen, wo Menschen in oft langer Reihe darauf warten, ihre geringen monatlichen Zuteilungen zu erhalten. Dort geben sie warme Getränke und auch Brot und Teilchen aus, so dass die Wartenden wenigstens ein wenig von Gastfreundschaft verspüren und aufkommende Spannungen unter ihnen und gegenüber den Behörden gemildert oder gar vermieden werden. Denn neben einem guten Wort kann vor allem diese Form tätiger Hilfe kleine Wunder im Alltag bewirken.

Stehen auf zwei Füßen

„Ehrenamtliche gesucht“ steht am Second-Hand-Laden von vision:teilen wenige Häuser weiter in der Schirmerstraße als der Vereinssitz von vision:teilen e.V. Was ursprünglich etwas verspielt und altmodisch aussah – es begann im September 2013 –, hat sich längst gemausert. Die kleine schmucke Second-Hand-Boutique wird inzwischen ganz von ehrenamtlich arbeitenden Frauen in Eigenregie organisiert und modisch hergerichtet. Die Sachen, die sie anbieten, werden von Nachbarn gebracht oder stammen aus den Kleiderspenden, die in der Schirmerstr. 27, dem Vereinssitz, in großer Zahl abgegeben werden und auch für die Schatztruhe verwendet werden dürfen. Das wird jeweils eigens erfragt. „Alles für die Frau“ ist das Motto: von den Kleidungsstücken über die Schuhe bis zur Schmuckecke.

Die Idee dahinter ist einfach. Während alles bisher von Privatspenden lebt, die vision:teilen tragen, braucht es auf Dauer ein zweites Einkommens-„Bein“, um dauerhaft das Ganze tragen zu können. Genau das will der kleine

wirtschaftliche Betrieb, der mit der Schatztruhe begonnen hat. Und das Gute: Die Idee kommt an!

Und warum das alles?

Vision:teilen ist all das, und noch viel mehr, vor allem durch die Aktivitäten im Bereich außerhalb der deutschen Grenzen. Allem aber liegt ein tiefes Motiv zugrunde: die Hinwendung Gottes zum Menschen, zu uns, ruft uns auf, seinen Spuren zu folgen. So wie Franziskus im anderen den Christus erkannte und liebte. Und das geht auf vielerlei Weise, vor allem durch das Teilen, das Mitgeben und Mitnehmen, das Teilgeben und Teilnehmen am anderen ohne geographische oder staatliche Grenzen. „Gehe hin und tu das Gleiche“ sagt Jesus im Anschluss an sein Gleichnis von dem, der unter die Räuber gefallen ist, zu seiner Umgebung, die ihn fragt: „Wer ist mein Nächster?“ Genügt das nicht, um initiativ zu werden? Es gibt sehr viele, die auch heute wieder unter die Räuber gefallen sind und uns brauchen ...

Peter Amendt ist Franziskaner und lebt in Düsseldorf. Er ist Mitbegründer der franziskanischen Initiative vision:teilen, die sich sowohl international in der Entwicklungszusammenarbeit, als auch in Düsseldorf und Umgebung durch zahlreiche Projekte im Kampf gegen Armut und Not engagiert.

Für weitere Informationen und Einsatzbereiche sei verwiesen auf:
www.vision-teilen.org, Bereich: „Unsere Arbeit“).

TAUWETTER

...franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung

2002

- 1 AFGHANISTAN – DAS UNBEKANNTE LAND AM HINDUKUSCH
- 2 AFGHANISTAN – MEHR ALS 2 JAHRZEHNTE KRIEG
- 3 ISRAEL UND PALÄSTINA – EIN LAND UND ZWEI GERECHTIGKEITEN
- 4 EHRFURCHT VOR DER SCHÖPFUNG

2003

- 1 KRIEG – NIEDERLAGE DER MENSCHHEIT
- 2 INTERNATIONALER RAT DES FRANZISKANERORDENS
FÜR GERECHTIGKEIT, FRIEDEN UND BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG
- 3 MIT EIGENSINN UND GOTTESGESPÜR:
KLARA VON ASSISI ZUM 750. TODESTAG
- 4 WASSER ALS LEBENSGUT

2004

- 1 MENSCHENWÜRDIG STERBEN
- 2 ZWEI KLASSEN MEDIZIN
- 3 GEWALTFRE
- 4 DER SUDAN ZWISCHEN MACHTKAMPF UND VÖLKERMORD

2005

- 1 PAX AMERICANA
- 2 DER HERR GEBE DIR DEN FRIEDEN – EINE NEUE WELT IST MÖGLICH
- 3 SOZIALSTAAT DEUTSCHLAND
- 4 EUROPÄISCHE IDENTITÄT

2006

- 1 ROTE KARTE FÜR DEN MENSCHENHANDEL
- 2 OSTAFRIKA: DIE WUNDE IM FLEISCH
- 3 20 JAHRE FRIEDENSGBET VON ASSISI
- 4 INTERKULTURELLES ZUSAMMENLEBEN –
MUSLIME UND CHRISTEN IN DEUTSCHLAND

2007

- 1 WELTZOZIALFORUM NAIROBI 2007
- 2 DIE SACHE DES FRIEDENS
- 3 KOLUMBIEN: DIE SCHATTEN DES TODES
- 4 ELISABETH – EINE LEIDENSCHAFTLICHE FRAU

2008

- 1 BEDROHT – VERFOLGT – VERTRIEBEN:
FLÜCHTLINGSSCHICKSALE IN OSTAFRIKA
- 2 GELD: GOTT-GÖTZE-GERECHTIGKEIT
- 3 FRANZISKANER IM DIALOG MIT DEM ISLAM
- 4 DER AFGHANISTAN – KONFLIKT

2009

- 1 ANSTÖSSE ZUR MENSCHLICHKEIT
- 2 KRISE AUS DUMMHEIT UND GIER
- 3 SCHÖPFUNG IM HERZEN DER SENDUNG
- 4 BIG BROTHER IS WATCHING YOU

2010

- 1 DIE BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG IM TÄGLICHEN LEBEN
DER MINDERBRÜDER
- 2 BEDINGUNGSLOSES GRUNDEINKOMMEN
- 3 ZUSAMMEN-LEBEN IN DEUTSCHLAND
- 4 25 JAHRE EINSATZ FÜR GERECHTIGKEIT, FRIEDEN UND
BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG – 25 JAHRE TAUWETTER

2011

- 1 KEUSCHE HURE KIRCHE – DER MISSBRAUCHSSKANDAL
FAKTEN UND FOLGERUNGEN
- 2 WELTETHOS – WIR HABEN ES SATT
- 3/4 FRANZISKANISCHES ENGAGEMENT FÜR UMWELTGERECHTIGKEIT

2012

- 1 DAS FRANZISKANISCHE MENSCHENBILD –
FUNDAMENT DES FRIEDENS
- 2 MULTIRELIGIÖSES UND INTERRELIGIÖSES ZENTRUM
IN BELGRAD
- 3 WIRTSCHAFT BRAUCHT ETHIK
- 4 KIRCHE, ÖFFNE DICH!
II. VATIKANISCHES KONZIL – ERINNERUNG UND AUFTRAG

2013

- 1 KIRCHE, ÖFFNE DICH!
II. VATIKANISCHES KONZIL – MIT DER TRADITION IN DIE ZUKUNFT
- 2 ENERGIEWENDE
- 3 RÜSTUNGSEXPORT
- 4 FLÜCHTLINGE OHNE PAPIERE – EIN DRAMA MITTEN UNTER UNS

2014

- 1 SYRIEN – HINTERGRÜNDE & FRIEDENSVORSCHLÄGE
- 2 DIE GROSSE TRANSFORMATION – NACHHALTIGES WIRTSCHAFTEN
- 3 ZWISCHEN KRIEG & FRIEDEN –
FRANZISKANER IM ERSTEN UND ZWEITEN WELTKRIEG
- 4 MITGESCHÖPFE – UNSER VERHÄLTNIS ZU DEN TIEREN

2015

- 1 STERBEN HELFEN – ZWISCHEN SELBSTBESTIMMUNG
UND UNVERFÜGBARKEIT
- 2 DIE ZWÖLF LERCHEN
FRANZÖSISCHE FRANZISKANER IM KZ
- 3 ROJAVA –
KURDEN UND JESIDEN ALS OPFER DES SYRIENKRIEGS

BESTELLUNG ALTER HEFTE (VGL. WWW.TAUWETTER-ONLINE.DE) BEI:

REDAKTION TAUWETTER, FRANZISKANER,
BURGSTRASSE 61
51103 KOELN
TELEFON 02 21.87 3113
TELEFAX 02 21.87 00 464
REDTAUWETTER@AOL.COM

WWW.TAUWETTER-ONLINE.DE



WWW.TAUWETTER-ONLINE.DE